

Hausarbeit zum Thema:

Denken und Dichten

– ein Blick auf Sprache und das Ge-stell der Technik

vorgelegt von:

Inhaltsverzeichnis

| | |
|------------------------------------------------|----|
| 1. Einleitung..... | 1 |
| 2. Die Frage nach der Technik..... | 2 |
| 3. Unterwegs zur Sprache..... | 10 |
| 3.1. Exkurs: Flussers Technoimagination..... | 10 |
| 3.2. Das Wesen der Sprache nach Heidegger..... | 15 |
| 4. Fazit..... | 20 |
| 5. Literaturverzeichnis..... | 22 |

1. Einleitung

Die folgende Arbeit macht es sich zur Aufgabe, auf eine etwas unkonventionelle Weise dem Unterschied zwischen analoger und digitaler Technik, nachzuspüren. Hierbei steht die Sprache im Zentrum des Geschehens. Denn in der Sprache stellt sich das Denken vor, zum einen als Apparat mit natürlicher Sprache und nicht-technischer, sondern organischer Architektur und zum anderen als Maschine auf einer technischen oder künstlichen Architektur. Um jedoch zur Sprache selbst zu gelangen, gilt es zunächst, sich durch eben jenes Dickicht zu schlagen, das auf dem Humus wächst, welcher sich durch die Unterscheidung von analog und digital, von technisch-logischen und natürlich gewachsenen Sprachen, ergibt. Dies gelingt, indem sich der Spur angenommen wird, die Heidegger als Wanderweg „Ge-stell“ {Bei Heidegger folgt man gelben, nicht grünen Pfeilen! Schon garnicht sind die Pfeile noch mehr rot oder blau!}, in einen Schaltkreis, zu verwandeln sucht. Denn auf diesem Wanderweg werden uns einige Überraschungen widerfahren.

Begonnen wird mit der modernen Perspektive. Moderne Physik, Genetik und eine neue Weise, dem Wesen des Flusses, einen anthropologischen Stempel, einzubrennen. Hierbei wird der Unterschied zwischen der antik-mimetischen Her-vor-bringung und der modern-repräsentierenden Herausfo(e)rderung, im Zentrum stehen. Es wird die Weise des „Bestellens“ untersucht, um aus diesem Fragen, die Differenz klassischer und neuzeitlicher Physik statuiert zu fassen zu kriegen. Denn in dieser findet sich das Gestell; beschildert also der Besteller den Wanderweg und ermöglicht auf diese Weise, dass dem Gestell zukommt, ein drittes neben Dichtung und Denken zu sein; in gewisser Weise der Hort künstlicher Intelligenz, den Wittgenstein (leider) verfehlt.

Um dem Gestell eine Alternative entgegen zu stellen, wird anstelle der sprachlichen Hinwendung, die Möglichkeit gesehen, dass dem Technischen das Bild korrespondiert, statt der Sprache. Dies geschieht mit einem knappen Exkurs zu dem Medientheoretiker Vilém Flusser und dessen Idee der „Technoimagination“ bzw. dem „Technobild“. In diesem lässt sich eine Weise erkennen, den Übergang von Dichten zu Denken, nicht nur in der Gefahrenabwehr gegenüber dem Gestell, zu bestimmen, sondern es zeigt sich in positiver Hinsicht, wie die Spreizung zwischen Dichten und Denken, halbwegs zu überwinden ist.

Nachdem sich dann die Sprache meldet: „Die Sprache spricht!“, wird sich die Untersuchung noch der Frage nach dem Zusammenhang von Dichtung und Technik, von Name und Ding zuwenden. Denn hier zeigt sich, auf welcher verschlungen und schöne, ja fast schon rührige Weise, Heidegger

den Informationsgehalt ertastet und begrifflich präsentieren möchte.

Geschlossen wird dann mit einem kurzen Fazit, in dem sich die Einsichten noch einmal etwas kompakter dargestellt, präsentieren.

2. Die Frage nach der Technik

Beginnen lässt sich die folgende Arbeit mit zwei Zitaten aus „Die Frage nach der Technik“. Hierin wird eine Leitunterscheidung auftauchen. Nämlich die, zwischen dem poetischen „Hervorbringen“ (vgl. Heidegger 1954, S. 83) und dem industriellen „Herausfordern“ bzw. dem „herausfordernden Stellen“.

Hierbei geht es nämlich um die Frage, ob die Information auch der analogen Welt der Hervorbringung anhängt oder ob Information erst entsteht, wenn aus der Beackerung des natürlichen Feldes eine Bestellung eines künstlichen Feldes wird; ein Beet, gejätet durch die „naturbeherrschende“ Industrie und derer Hunger nach Energie. Womit wir bei Zitat Nr. 1 wären:

„Das Wasserkraftwerk ist nicht in den Rheinstrom gebaut wie die alte Holzbrücke, die seit Jahrhunderten Ufer mit Ufer verbindet. Vielmehr ist der Strom in das Kraftwerk verbaut. Er ist, was er jetzt als Strom ist, nämlich Wasserdrucklieferant, aus dem Wesen des Kraftwerks.“ (ebd. S. 83)

Es zeigt sich in dieser Verlagerung weg vom rein mimetischen Hervorbringen, hin zu einem kämpferisch-bestellenden Herausfordern, eine Veränderung darin, was „anwesend“ ist, sofern der Fluss uns in der Vorstellung begegnet. Nicht mehr, wie einst noch, das Zwitschern der Vögel oder das Zirpen der Grillen, das Quaken der Frösche und der Wind, der durch das Gras des Tales rauscht; sondern vielmehr ein „begradigter Flusslauf“. Der Flusslauf wird mittels der Technik zugänglich, gerade weil er anwesend ist, wenn die Natur diesen und jenen Nutzen bringt; er wird zum „Wasserdrucklieferant“ für das Wesentliche. Nämlich für das wesentliche im Sinne des Menschen; welcher hier gerade – Heidegger nachfolgend – nicht mehr den Fluss und dessen natürliche Auen im Auge hat, sondern die Fabrik. Das Kraftwerk, das die, im Anwesen stets präsente Energie und den damit einhergehenden Nutzen für das Volk bzw. die Zivilisation, viel unmittelbarer verkörpert als der Fluss, erscheint hier als das, worum es sich bei dem Wesen des Technischen zu handeln scheint.

Hierbei treffen wir erstmalig darauf, dass der Flusslauf sowohl analog und in seinen Auen begriffen sein kann, als auch als digitaler, „begradigter Flusslauf“. Hierbei lässt sich erneut Heideggers Rat oder besser Hinweis, beherzigen; er schreibt:

„Das Entbergen, das die moderne Technik durchherrscht, entfaltet sich nun aber nicht in ein Her-vor-bringen im Sinne der ποιησις. Das in der modernen Technik waltende Entbergen ist ein Herausfordern, das an die Natur das Ansinnen stellt, Energie zu liefern, die als solche herausgefördert und gespeichert werden kann.“ (ebd. S. 82)

Wo ließe sich perfekter ermessen, wie viel Energie und Nutzen, wie viel Wasserdruck ein Fluss bringt, wenn nicht bei einem ganz und gar geraden Flusslauf? Das heißt, dem Fluß in seiner natürlichen Ausprägung als Anklang der Natureinheit, zeigt sich hier ein anthropologischer Widersacher. Nämlich die Energie in ihrer, auf das Kriterium der Nützlichkeit gebrachten Weise und damit gerade nicht mehr in analoger Weise; nicht mehr durch die Messung und das bloße „hervorbringen“, sondern eben digital und auf einzelne Kriterien reduziert. Kriterien, die nun nicht mehr an der Natur gewonnen werden, sondern durch die eigene Verortung in der Fabrik; welche das Wesen ist, das nun angewest erscheint, sofern man sich mit Gewässern und Flussläufen beschäftigt. Statt also Auen und Wälder, der Wasserdampf und die Brennkraft; und damit die zweite Natur der Kultursphäre – im Endeffekt also in der Tendenz eher das, was gerade nicht zu Grunde liegt, sondern was die Objektivität dessen, was zum Grunde liegt, bestimmt. Nämlich die Energie des lebendigen Menschen, welcher als Seiendes sich im Haus des Seins geriert und dabei zur Ek-sistenz kommt – oder sich instrumentell verstehen lernt.

Auf den ersten Blick scheint das kein gutes Zeichen. Und gewiss, optimal ist diese instrumentelle Weise des Zugriffs auf das, was ist, selbstverständlich nicht. Aber es lässt sich darin, auf der anderen Seite, auch eine Weise der „Bestellung“ erkennen. Eine Weise, damit umzugehen, dass Informationen und Technik nun mal in die Gesellschaft integriert werden wollen. Es zeigt sich hier nämlich gerade das „bestellende Herausfordern“, in dem der Bauer nicht mehr einer Drei-Felder-Wirtschaft folgt, sondern Monokultur und Überdüngung bevorzugt. Das analoge Wissen der tradierten Geschichte wird ausgetauscht, so könnte man vielleicht sagen, um Platz zu machen für ein digitales Wissen, welches mit den „digital natives“, einhergeht. Das ist vielleicht gut, vielleicht auch nicht. Sicher ist, es geschieht. Heidegger macht also auf einen Prozess aufmerksam, in dem bestimmte Denkmuster, die kreiselförmigen, analogen Strukturen folgen und notwendig „einen Draht zur Natur“ noch aufscheinen lassen, ersetzt werden. Sie werden ersetzt durch digitale Formen, auf die Komplexität des Alltags zu reagieren und dabei analoges und traditionelles Wissen, auf eine andere Weise einzubegreifen, wie dies der Fall war, als es keinerlei Computertechnik gab. Zusammen hängt diese Transformation u.a. damit, dass sich die Episteme verändert hat, die mit der Hinsicht auf die „Physik“, zusammenhängt.

Heidegger fasst die Computertechnik im Gestell, wenn er dieses folgend beschreibt:

„Wir nennen jenes ursprünglich Versammelnde, daraus sich die Weisen entfalten, nach denen uns so und so zumute ist, das Gemüt.

Wir nennen jetzt jenen herausfordernden Anspruch, der den Menschen dahin versammelt, das Sichtentbergende als Bestand zu bestellen – das Ge-stell.“ (ebd. S. 88)

Wir wollen uns nicht um den unheimlichen Zusammenhang mit „Knochengerüst“ weiter kümmern, den Heidegger nicht zu unrecht explizit benennt. Wichtiger erscheint für den Moment, dass sich hierin sozusagen eine Unterscheidung dingfest machen lässt. Nämlich die, von analog und digital von Gestell oder nicht-Gestell. Während die Stetigkeit des Gemütes einem der analogen Ordnung verbundener fühlen lässt, empfindet sich das Wollen und der Verstand, in der Differenz diskreter Funktionen, also in der virtuellen Welt und damit gerade in den Regionen, die für Heidegger noch untechnisch schienen (sie funkelten ganz logisch transzendental-mathematisch und verträumt oder sie funkelten gar nicht, was „heutedings“ anders ist), wenn er folgendes schreibt:

„Gestell heißt das Versammelnde jenes Stellens, das den Menschen stellt, d.h. herausfordert, das Wirkliche in der Weise des Bestellens als Bestand zu entbergen. Ge-stell heißt die Weise des Entbergens, die im Wesen der modernen Technik waltet und selber nichts Technisches ist.“ (ebd. S. 89)

Der zweite Satz ist hierbei interessant. Denn darin, so könnte man der Auffassung sein, wird „Information“ dingfest gemacht. Rätseln wir, auf welche Weise dies möglich ist. Auf geht's!

Heidegger liefert postwendend eine Antwort:

„Zum Technischen gehört dagegen alles, was wir als Gestänge und Geschiebe und Gerüste kennen und Bestandteil dessen ist, was man Montage nennt. Diese fällt jedoch samt den genannten Bestandteilen in den Bezirk der technischen Arbeit, die stets nur der Herausforderung des Ge-stells entspricht, aber niemals dieses selbst ausmacht oder gar bewirkt.“ (ebd. S. 89)

Er weist uns auf die „technische Arbeit“ hin, die technisch sei, weil sie der Montage die Fundierung ermöglicht. Damit aber baut er sich im selben Moment ein Problem ein. Denn die technische Arbeit begrenzt das Feld der digitalisierten Arbeit in heutiger Zeit nicht mehr. HAL-9000 oder Cortana sind nur zwei der Beispiele aus der Science-Fiction, die der Phantasie Szenarien erblühen lassen, in denen künstliche Intelligenz eben auch Regionen außerhalb dieses „Ge-stells“, bevölkern könnte. Ganz einfach, weil die Computertechnik und die Komplexität der Computersprachen maximal analoge Ausmaße hatte, als Heidegger darüber sinnierte und die Technologie unbestreitbar enorme Fortschritte darin gemacht hat, die Komplexität auf digitalem Niveau so

instrumentell zugänglich zu formen, dass darin nicht nur computergestützte Maschinen und Automaten, sondern auch natürliches Denken sich „heimisch“ wissen könnte; statt kontraintuitiv auf Widersprüche oder Paradoxien zu verweisen, die mit der Frage nach „Kontextsensitivität“ einhergehen könnten.

Die technische Arbeit hat, statt wie Heidegger dies oben zeichnet, in der globalen und digitalen Welt und ihren überbordenden Speichermedien, keine Befähigung mehr dazu, dem Gestell ganz und gar und einzig immanent zu sein. Große Datenmengen die der Computer für uns aufbereitet, werden ins Denken eingebettet, als seien diese von uns gedacht; Varianzen und Standardabweichungen, Korrelationskoeffizienten und Relationen, sowie Verbindungen in Differenzen zeigen sich mehr oder weniger in einer Einheitlichkeit und in einer gemeinsamen Kontingenz; alles in allem ist es also heute so, dass die technische Arbeit nicht mehr ganz und gar dem Gestell – gar fast schon disjunkt – entgegengestellt werden kann. Das Problem ist also, dass die Informationstheorie und die Möglichkeit von „Virtual Reality“, aber schlicht auch die Fähigkeiten, die die KI bei Google oder Tencent an den Tag legen, hier daran Zweifel wecken, ob das Gestell ganz und gar ohne den Montageanteil bzw. ohne eine technische Integration auskommt; statt also destrukturierender und nicht-technischer Fremdkörper im Rahmen der Technik zu sein, ist das Gestell vielleicht eine bestimmte Dekonstruktionsleistung und dadurch harmonisch und viszeral integriert in das technische Feld.

Denn aktuell ließe sich die Stelle noch so lesen, dass das Gestell bei Heidegger, wie eine Art Vakuum in der Technik selbst ist: „Ge-Stell heißt die Weise des Entbergens, die im Wesen der modernen Technik waltet und selber nichts Technisches ist.“

Aber Heidegger möchte hierbei nicht auf ein Vakuum hinaus. Vielmehr zielt er darauf, mittels dem Gestell, auf etwas zu verweisen, das sich sozusagen „zwischen“ Gestell und Sprache aufhält. Nämlich auf die Physik, die in der Moderne ganz und gar andersartig gestaltet ist, als die Physik der einstigen Zeiten.¹ Für den Moment soll sich noch kurz auf die Physik konzentriert werden. Die Sprache wird dann im späteren Verlauf noch etwas eingehender untersucht; findet sich darin doch ein Schlüssel den Namen seinem Ding zuzuweisen – und einiges an Sage, Schrift und Gerede.

Die Computertechnik bzw. informationstheoretische Überlegungen lassen sich in der Falte finden, die sich bei Heidegger mit folgendem Zitat verbindet:

„Die neuzeitliche physikalische Theorie der Natur ist die Wegbereiterin nicht erst der Technik, sondern des Wesens der modernen Technik. Denn das herausfordernde Versammeln in das

¹ Ein viertes Essenzielles zwischen Gestell und Sprache bzw. zwischen Physik und Gestell, sowie zwischen Sprache und Physik, ist die Sozietät, deren Soziales und das Anliegen des Zivilisatorischen.

bestellende Entbergen waltet bereits in der Physik. Aber es kommt in ihr noch nicht eigens zum Vorschein. Die neuzeitliche Physik ist der in seiner Herkunft noch unbekanntere Vorbote des Gestells. Das Wesen der modernen Technik verbirgt sich auf lange Zeit auch dort noch, wo bereits Kraftmaschinen erfunden, die Elektrotechnik auf die Bahn und die Atomtechnik in Gang gesetzt sind.“ (ebd. S. 91)

und anschließend:

„Alles Wesende, nicht nur das der modernen Technik, hält sich überall am längsten verborgen. Gleichwohl bleibt es im Hinblick auf sein Walten solches, was allem vorausgeht: das Früheste. Davon wußten schon die griechischen Denker, wenn sie sagten: Jenes, was hinsichtlich des waltenden Aufgehens früher ist, wird uns Menschen erst später offenkundig.“ (ebd. f.)

Hiermit sagt Heidegger unheimlich viel zugleich. Doch der Reihe nach. Zunächst einmal macht er darauf aufmerksam, dass die Technik erkenntnistheoretisch spät ihre Relevanz gewinnt. In ihrer Unverborgenheit und in der erkenntnistheoretischen Relevanz erkannt, ist die Technik dann aber zugleich „das Früheste“. Denn in ihr zeigen sich Zivilisationstechniken, die ermöglichen, das Sein zu stabilisieren bzw. dem Sein erstmalig Begriffe und Muster, zu entreißen. Keil- und Hieroglyphenschriften, Lauten nachempfundene Buchstaben und nicht zuletzt die Aussage; aber auch komplexe Theoriegebilde, derer die Arbeit am Begriff vorausgeht, die Messstätte „CERN“ oder „James Webb“ oder auch die statistische und qualitative Sozialforschung, sind einige dieser Zivilisationstechniken, mittels derer wir dem Sein Seiendes entreißen. Als weiteres liefert uns das Zitat die Frage danach, was es mit der Physik auf sich hat. Gab es in dieser eine fundamentale Verschiebung, die sich durch das Mittelalter hindurchzieht und der Neuzeit einen anderen epistemischen Zugang zur Physik bescherte, als die Antike ihn noch besaß? Folgt man Heidegger, kann man dies nur affizierend durch eine „Daumen Hoch“-Geste, bestätigen. Denn er unterscheidet zwischen der „neuzeitlichen Physik“ und einer klassischen Physik, die den euklidischen Raum zur Grundlage der physikalischen Überlegungen macht. In dieser neuzeitlichen Physik sieht er nun das Gestell sich heraufschwören. Doch klammheimlich scheint Heidegger hier einen gewagten Sprung zu unternehmen. Denn die neuzeitliche Physik baut, gerade weil sie eine Technik ist, die eine Qualität komplexer ist, als die einstige Physik, ganz und gar darauf auf, dass sie ubiquitär sich in Datenströmen, Datennetzen, Datenwolken entbirgt; jedenfalls in einer nahezu klinisch sterilen „Halbleiterfabrik“ sich stellen lässt. Sie ist ganz und gar durchtränkt von Information. Auch die einst essenzielle Naturbeobachtung ist der Analyse riesiger Datenmengen und Datenströmen gewichen, welche sich alle auf nichts gründen. Auf nichts, außer dem Status, als

Information dienlich zu sein und damit auf dem Feld wirklich zu sein, das die Proposition von dem abgrenzt, was nicht propositional ist.

Diese moderne Physik, gerade weil ihre Syntax und Grammatik nicht-kontextsensitiv sein kann, also nicht kontextsensitiv sein braucht, lässt der Information zukommen, auch künstliche Intelligenz sein zu können bzw. auf einem technischen Speichermedium als „Information“ des Menschen zu gelten (Es sei dahingestellt, ob diese Information innen oder außerhalb des Menschen sich befindet). Der Punkt hierbei ist, dass die Information in der Physik eine ganz eigene Klasse von Datenmaterial erhält; nämlich Datenmaterial mit dem Status „objektiv“. Keiner anderen Disziplin gelingt dieses Kunststück.² Dieses Datenmaterial erzeugt nun aber genau die Einsicht, dass zum einen Technik „das Früheste“ ist, zum anderen aber auch die Einsicht, dass die Information nicht dasselbe ist wie das Datenmaterial. Abgesehen davon, dass dies der Kohärenztheorie der Wahrheit einen ordentlichen Knacks versetzt, ermöglicht dieses Entbergen der Unterscheidung von klassischer und neuzeitlicher bzw. Kernphysik, dass das Gestell für Heidegger als ein Ort erscheinen kann. Ein Ort nämlich, an dem nicht mehr die Arbeit und die Hand – eben die Montage –, das Geschehen der Technik bestimmt, sondern etwas anderes. Etwas, das Heidegger mit dem Namen „Gestell“ bezeichnet. Dieser Ort ist modern besehen aber das, an dem sich Information als Information gebiert. Der Ort, der gerade nicht von Kommunikation durchtränkt ist, sondern wo es ein einheitliches Speichermedium gibt, auf dem jedwede Information auf identische Weise ihren Speicherplatz findet. Sei die Information sozial, technisch-naturwissenschaftlich, künstlich, natürlich; all diese, mit Ausnahme nur der wirklich authentischen Selbstinformation, lassen sich im Gestell einen. Man könnte fast sagen, dass dem Gestell die Eigenschaften zukommen, die die statistischen Methoden, die an der Natur beobachtet werden, zu stochastischen Verfahren werden lassen, durch die die Dinge „er-dingt“ werden, durch die sich der Bestand stabilisiert und seine Willkür verliert. Das Gestell scheint auch mehr oder weniger virtuell, was es aber – selbstverständlich – nicht weniger real erscheinen ließe, sollte dem so sein.

Das Gestell ermöglicht sich also wegen der modernen Physik. Aber auch kybernetische Anteile lassen sich am Gestell finden. Heidegger fasst diese so:

„Wohin sehen wir uns gebracht, wenn wir jetzt noch um einen Schritt weiter dem nachdenken, was das Ge-stell als solches selber ist? Es ist nichts Technisches, nichts Maschinenartiges. Es ist die Weise, nach der sich das Wirkliche als Bestand entbirgt.

Wiederum fragen wir: geschieht dies Entbergen irgendwo jenseits alles menschlichen Tuns?

² Man könnte meinen, der Genetik gelingt dies auch. Hierbei könnte man aber ebenso oder sogar besser von einer Transsubjektivität reden.

Nein. Aber es geschieht auch nur *im* Menschen nicht maßgebend *durch* ihn.“ (ebd. S. 93)

Hat man einmal die Information in ihrer absoluten Intersubjektivität begriffen, dann macht der zweite Teil des Zitates keine Probleme mehr. Denn es ist logisch, dass hierbei wahlweise eine transhumane, kybernetische oder kulturaffizierende und sozialisierende Perspektive in Anschlag gebracht werden kann, um den Ort des „Geschehens“ dingfest zu machen „durch“ den sich das stellende Entbergen entfesselt und sich ins Werk setzt. Denn dieser Ort ist, sofern es nicht Dichtung ist, wiederum das Gestell; doch nun ganz und gar nicht mehr als „technische Arbeit“ begriffen, sondern als ein sprachlicher Ort, ein nicht-technischer Ort in der Technik. Denn: Die Sprache spricht – und liefert dabei die Informationen, die das Gestell gründet auf der Architektur „formaler“ oder „technischer“ Sprachen.

Es lassen sich also zwei durchaus sehr unterschiedliche Wege dingfest machen, die auf ihrem Pfade an das Gestell stoßen. Einmal den durch die Arbeit hindurch, in der die Muskelkraft und das logische Denken sich zu Gestell und Maschine versteifen, um der Kunst und der Muße Freiräume zu ermöglichen, die eben nicht mehr analoge „Montage“ sind; aber auch nicht digitale Apparatur, sondern im eigentlichen Sinne „ästhetisch“. Andersherum aber ermöglicht das Gestell, abseits von Arbeit, ihrer etwaigen Ästhetik und den damit einhergehenden anthropologischen Überlegungen, einen Ort zu fabrizieren, der für sich in Anspruch nehmen kann, ganz und gar sprachlich zu sein, ohne aber „natürliche Sprache“, zu sein. Ein Ort, bestehend aus Information und – eingebettet oder nicht – als solch Informatischer, irgendwie verbandelt mit der sozialen Welt und dem darin vorfindbaren Bezeichneten und dessen Symbole.

Heidegger geht hier nun weiter und möchte aus diesem Gestell die Unterscheidung von „übermaterieller Geschichte“, „materieller Historie“ und „bloßem Tun“, abgeleitet wissen (vgl. ebd. S. 94), um damit auf das „Geschick“ verweisen zu können, welches der Lichtung anheimfällt, auf der das Nichts nichtend sich erfüllt, in dem es Dingen seine Bezeichnung zuschreibt und diese so rückwirkend bzw. stumm benennt und entbirgt. Doch für unsere Belange soll hier Schluss sein mit der Betrachtung der Technik. Im Folgenden soll es noch ein ganzes Stückchen tiefer hineingehen in die Sprache. Denn was das Gestell für die Technik: nämlich ein nicht-technischer Raum, der aus der Technik emergiert. Das ist „das Geläut der Stille“ für die Sprache: nämlich ein Ort, an dem das Gerede stumm bleibt und auf diese Weise den Leuten das abringt, worüber sie schweigen mögen und es in die Kategorie des „Geschick“ drapiert; welches sich als „Ruf“ und „Geläut“ in besagter Stille ankündigt und durch welches Heidegger sich zu der Aussage: „Die Sprache spricht“, hinreißen lässt. Doch bevor ganz und gar der Sprache verfallen wird, soll noch die Konklusion angeführt

werden, die Heidegger aus der Analyse des Gestells, hervorbringt:

„Sobald das Unverborgene nicht einmal mehr als Gegenstand, sondern ausschließlich als Bestand den Menschen angeht und der Mensch innerhalb des Gegenstandslosen nur noch der Besteller des Bestandes ist, – geht der Mensch am äußersten Rand des Absturzes, dorthin nämlich, wo er selber nur noch als Bestand genommen werden soll. Indessen spreizt sich gerade der so bedrohte Mensch in die Gestalt des Herrn der Erde auf. Dadurch macht sich der Anschein breit, alles was begegne, bestehe nur, insofern es ein Gemächte des Menschen sei. Dieser Anschein zeitigt einen letzten trügerischen Schein. Nach ihm sieht es aus, als begegne der Mensch überall nur noch sich selbst. Heisenberg hat mit vollem Recht darauf hingewiesen, daß sich dem heutigen Menschen das Wirkliche so darstellen muß. *Indessen begegnet der Mensch heute in Wahrheit gerade nirgends mehr sich selber, d.h. seinem Wesen.* Der Mensch steht so entschieden im Gefolge der Herausforderung des Gestells, daß er dieses nicht als einen Anspruch vernimmt, daß er sich selber als den Angesprochenen übersieht und damit auch jede Weise überhört, inwiefern er aus seinem Wesen her im Bereich eines Zuspruchs existiert darum *niemals* nur sich selber begegnen kann.“ (ebd. S. 97 f)

und weiter:

„So verbirgt denn das herausfordernde Ge-stell nicht nur eine vormalige Weise des Entbergens, das Her-vor-bringen, sondern es verbirgt das Entbergen als solches und mit ihm Jenes, worin sich Unverborgenheit, d.h. Wahrheit ereignet.“ (ebd. S. 98)

Man kann hier mit einigem Recht sagen, dass er die Gefahren richtig einschätzt. Dann jedoch sollte ein „aber“ folgen. Denn es stimmt sicher, dass hierbei die Statistik und die Herausforderungen der immer komplexer werdenden Welt, die Gefahr hervorrufen, dass der Mensch sich in einer virtuellen Dimension verliert oder die Künste gar zu sehr überhöht. Auch die modernen Computer oder „Metas“ Vision eines „Metaverse“ zeigen diese Gefahr auf. Aber ebenso sollte gesehen werden, dass die spätmoderne Gegenwart dem Gestell doch einiges abgetrotzt hat. Nämlich mindestens die Differenz von kontextsensitiven und nicht-kontextsensitiven Sprachen. Die Grenze zwischen einer sprachlichen Architektur auf künstlichen bzw. technischen Geräten und der Architekturen natürlicher Sprachen, die in Kulturkreise eingebunden sind und jede für sich, in ihrer vollsten Fülle, Anteil hat am Sein. Man könnte vielleicht sagen, dass dem Gestell die Deixis korrespondiert; während die klassische Physik die Propositionalität untersucht und die Prädikatenlogik 1. Ordnung, sowie die Aussagenlogik zur Grundlage wählt, fördert die moderne Physik die Prädikatenlogik 2. Ordnung und Teile der Modallogik hervor.

Während Heidegger im weiteren auf die Gefahren für die abendländische Geistigkeit eingeht und

dabei Hölderlin zitiert:

„So ist denn, wo das Ge-stell herrscht, im höchsten Sinne Gefahr.

„Wo aber Gefahr ist, wächst

Das Rettende auch.““ (ebd. S. 107)

will sich diese Arbeit eher dem Schönen widmen. Denn im Folgenden soll es um den Unterschied von Denken und Dichten gehen. Neben der technischen Architektur, in der Information auftauchen kann und Digitales von Analogem unterscheiden lernt, gibt es noch die Möglichkeit, der Information, die im Gestell sich bündelt, auf andere Weise zu Leibe zu rücken. Nämlich so, dass darin die natürliche Sprache analysiert wird. Während die analytische Sprachphilosophie dies mit formalen Methoden versucht und sich dabei, nahezu schon, dem Gestell gleich macht, versucht sich Heidegger darin, phantastischste Sprachspiele zu entwerfen. Dies, um einmal der Logik möglichst umfassend auszuweichen, aber auch, um innerhalb der Sprache auf deren schöpferisches Element zu verweisen: die Dichtung.

Der folgende Abschnitt macht es sich zur Aufgabe, einen Ort der Information zu finden, der dem Gestell entgegengestellt werden kann, aber als solch informatischer Ort, ein kultureller Speicher ist, der nicht die Sprache selbst ist – der Eigenname und die Sage.

3. Unterwegs zur Sprache

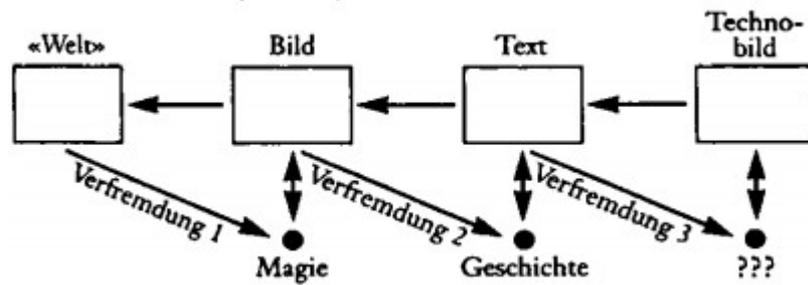
3.1. Exkurs: Flussers Technoimagination

Begonnen werden soll in diesem Abschnitt mit einer Korrespondenz auf ein bereits gebrachtes Zitat (S. 8):

„Indessen begegnet der Mensch heute in Wahrheit gerade nirgends mehr sich selber, d.h. seinem Wesen.“ (ebd. S. 98)

Um hier den Übergang vom Gestell hin zur Sprache, gütlich zu ermöglichen, wird im Folgenden ein kurzer Exkurs gemacht zu Vilém Flusser. Denn bei Flusser steht genau diese Transformation der Sprache, hinüber in die Dichtung und hinaus aus einer funktionalen und kausalen Erklärung, im Zentrum. Das Gestell ermöglicht, die Sprachlichkeit so zu greifen, dass diese 1. die technischen Sprachen, 2. die natürliche Grammatik und Semantik einer bestimmten Sprache und die Aussagefunktion jedweder natürlichen Sprache und 3. die Dichtung, repräsentiert. Die 4. Option, das Verstummen, soll bei dieser Betrachtung beiseite gelegt sein; historisch vermögen durch diese Dimension hindurch aber sicher der theologische und kulturtradierte Standpunkt hie und da aufzuflackern.

Flusser bringt die Idee der Technoimagination ins Spiel, die er folgend beschreibt:



„Der Mensch wird aus der 'Welt' verstoßen (Verfremdung 1), versucht, den klaffenden Abgrund durch die Projektion von Bildern zu überbrücken, und dank des Feedback zwischen Existenz und Bild gewinnt er einen Standpunkt zur 'Welt' (magisches Bewußtsein). Die Vermittlungsleistung des Bildes wird gestört, der Mensch verläßt die Welt der Bilder (Verfremdung 2) und versucht, den Abgrund zwischen sich und der Bilderwelt durch Texte zu überbrücken. Dank des nun entstandenen Feedback zwischen Existenz und Text gewinnt der Mensch einen neuen Standpunkt (historisches Bewußtsein). Dadurch werden im Laufe der Zeit jedoch die Texte opak, sie werden 'unvorstellbar', und der Mensch beginnt, sie zu verlassen. (Verfremdung 3). Aus der bodenlosen Standpunktlosigkeit versucht er gegenwärtig mittels Technobildern zu den Texten zurückzufinden.“ (Flusser 2007, S. 107)

Genau das, was Flusser hier in der „Technoimagination“ versucht zu fassen zu bekommen, ist, worauf das Gestell hinwirkt. Denn das Gestell ist noch nicht ganz Dichtung, aber es findet sich in ihm ja gerade auch kein „natürliches“ Denken. Man schöpft damit kein „nacherzählendes“ Bild oder einen „präsentierenden“ Text, sondern eine weitere Weise, der geschichtlichen Dimension eine Prägung aufzudrücken. Auch wenn diese Prägung noch nicht die Beständigkeit eines Brandzeichens hat, das man der Kuh einbrennt; noch nicht so selbstverständlich den menschlichen Geist also prägt, wie das die Texte und die Bilder der Sinnenwelt, der Politik und Künste, in der Gegenwart zu tun pflegen. Sie prägt dennoch eine Weise der Betrachtung der geschichtlichen Dimension. Technische Bilder und Bilder, die der KI als Syntax und „Objektorientiertheit“ in die Lernprozesse geschrieben sind, haben beide das Gestell zu ihrem Ursprunge und können als Technobild begriffen werden.

Doch wo Heidegger nun auf die Gefahren eines solchen Gestelles aufmerksam macht, folgt Flusser eher in Richtung der Dichtung und dem, was schön ist. Er folgt also der Spur – wie auch Heidegger dies meist tut – dorthin, wo die Sprache sich nicht mehr im Gestell, sondern in ihrer selbstverständlichsten Entfaltung als natürlich gewachsene Sprache, sich zeigt und der Mensch sich

nicht mehr als bloßes Gehirn oder künstliche Intelligenz erfährt, sondern sich nicht-instrumentell und in seinem Dasein erlebt.

Man findet in der Technoimagination also ein Substitut für das Gestell. Technoimaginationen sind die Konsequenz daraus, dass das Gestell sich nicht dauerhaft als Vakuum erfahren kann. Der Mensch muss, wie oben ersichtlich, sich als „Besteller des Bestandes“ (a.a.O) erkennen. Nur dann nämlich, wenn er sich seiner Selbst ganz und gar gegenstandslos (Flusser redet hier von „opak“) ist; erst dann verschwindet das Vakuum aus: „Ge-stell heißt die Weise des Entbergens, die im Wesen der modernen Technik waltet und selber nichts Technisches ist.“ (a.a.O)

Dies vermag der Mensch Flusser auf die Weise zu erreichen, dass er die Geschichte nicht nur durch Bilder und Texte, die die Imagination und Vorstellungskraft füttern, sondern auch und besonders durch Technoimaginationen hindurch erkennt, die der Vorstellungskraft anderweitiges Futter geben. Das Gestell ist, so könnte man vielleicht sagen, ganz und gar der „begradigte Flusslauf“. Nirgendwo sind noch gemalte Bilder, nirgendwo die Ursprünglichkeit der Dichtung, nirgendwo der natürliche Flusslauf durch die Auen und dessen Flora und Fauna, gegenüber der technischen Sprache und der Logik, noch sichtbar. Es gibt einzig Technoimaginationen; iteratives Abspulen eingeübter Prozesse – und Ewigkeit als imaginierte Zeitlosigkeit, wahlweise der Gegenwart oder aber *einer* Dauer. Es gibt künstliche Intelligenz und Information ohne Ort; es gibt nur noch die Herausforderungen des Gestells, die Zumutungen der instrumentellen Vernunft. Doch in dieser Situation, die mit Flusser in die Richtung einer sozialontologischen und medientheoretischen Analyse getrieben würde, hallt laut Heideggers Parole: „Die Sprache spricht!“, wider. Ein Ruf, der erschauern lässt ob seiner Ursprünglichkeit. Statt also, mit Flusser die Folgen und Konsequenzen der Seinsvergessenheit zu untersuchen und dabei sich mimetisch der instrumentellen Vernunft und einer künstlichen oder „einfachen“ Intelligenz, zu bedienen, folgen wir nun dem Ruf des Schönen. „Hinein also in das Geläut der Stille; hinein also in die Sprache!“, so lässt es Heidegger einen vernehmen, wenn er folgendes schreibt:

„Also fragend bezeugen wir den Notstand, daß wir das Wesende der Technik vor lauter Technik noch nicht erfahren, daß wir das Wesende der Kunst vor lauter Ästhetik nicht mehr bewahren. Je fragender wir jedoch das Wesen der Technik bedenken, um so geheimnisvoller wird das Wesen der Kunst.“ (Heidegger 1954, S. 108)

Ist nicht das Wesen der Technik die Technoimagination? Das Foto im Vergleich zum „gepinselten“ Bilde? Ist nicht die Künstliche Intelligenz das Fundament, welches in die Simuliertheit alles technischen Denkens hineinreicht und das Ge-stell gründet? Ist unsere Logik, mit ihrem expliziten

Fokus auf die Wahrheit von Aussagen, nicht vielleicht etwas, das gar in vielen Fällen von solchen technischen Phänomenen Gebrauch macht? Wie würde Sie sonst der Unendlichkeit gewahr, wenn nicht mit Hilfe einer instrumentellen Vernunft und ihrer Aussagenlogik? (Aber welchen Sinn hat Aussagenlogik!?! Sie verdeckt und lässt verschütt gehen, was eigentlich Recht und selbstverständlich sein könnte – und verliert dabei dann auch schlussendlich den Einzelnen; dieser wird zur Gattung, zur Aussage, die in jeder Sprache dasselbe an- und be-deutet.)

Um sich also nicht auf die Schwierigkeiten einzulassen, die mit einer instrumentellen Einvernahme der Trutzburg Logik und Gestell, einhergehen, durchwandern wir diese Region stumm. Es geht zum Schönen, zur Dichtung und einem originär abendländischen Denken, d.h. also, dass der überaus interessante Dialog zwischen „einem Japaner“ und „einem Fragenden“ außen vor bleibt (in dem ironischerweise der Fragende meist der Antwortende ist und nicht der Japaner „befragt“ wird, sondern fragt).

Hierfür soll noch eine kurze Zitatkaskade von Flusser die Transformation unterfüttern, in dem sich das Gestell dann seiner sprachlichen Natürlichkeit, als auch Künstlichkeit, versichern kann.

„Für das linear programmierte Bewußtsein sind 'Raum' und 'Zeit' zwei, sagen wir: 'Anschauungsformen' – tatsächlich zwei 'Begriffe von Bildern'. Und für ein solches Bewußtsein ist das Verhältnis von Zeit und Raum problematisch: Die Zeit reißt den Raum irgendwie mit sich.“ (Flusser 2007, S. 217)

und:

„Für die Technoimagination hingegen ist es völlig unmöglich, sich Zeit ohne Raum oder umgekehrt vorzustellen, da sie sonst zu 'leeren Begriffen' gerieten. Daher war zu Anfang dieses Jahrhunderts [20. Jhdt. A.d.V.] das Technobild 'vierdimensionale Raum-Zeit' so abenteuerlich und ist gegenwärtig für jene, die sich, wenn auch mit Mühe, auf der technoimaginären Ebene orientieren, viel vorstellbarer als die Begriffe des Raums in der klassischen Physik.“ (ebd.)

und weiter:

„Wenn die Welt auf der einen Seite durch mein Hier- und Jetztsein und auf der anderen durch das Verschwinden meines Interesses an ihr begrenzt ist, dann stellt sich die Frage nach dem Überschreiten der Welt (der 'Transzendenz) in einem Kontext, der für das linear programmierte Bewußtsein undenkbar ist. Dann nämlich wird ersichtlich, daß ein solches 'überschreiten' der Welt in Wirklichkeit ein Überschreiten der Subjektivität ist.“ (ebd. S. 220)

um folgend zu schließen:

„Jedes Überschreiten der Welt hat ihre Erweiterung zur Folge: sie dringt sozusagen nach, sobald ich sie überschreite. Kurz, nicht Raumfahrt und Kernforschung erweitern die

technoimaginär vorgestellte Welt, sondern Engagement für andere und Erweiterung des Parameters der Interessen.“³ (ebd.)

und zu dieser Konklusion zu kommen:

„Wenn der Raum durch Interesse (und nicht durch 'objektive' Maßeinheiten) meßbar ist, wenn seine Kategorien 'nah' und 'weit' existentiell aufgeladen sind, dann wird er wieder, wie in der magischen Bewußtseinsebene, 'ethisch'“ (ebd. S. 221)

und

„Mit anderen Worten: Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Bewußtwerdung des technoimaginären Weltbilds das Ende des Humanismus bedeutet“ (ebd.)

Der „begradigte Flusslauf“, der sich als Technoimagination geriert, wird hier also abseits der „objektiven Messbarkeit“ verortet. Es spielen nun also, bei der Betrachtung der Physik und der Sprache, nicht mehr der euklidische Raum und die formale Logik eine Rolle, sondern vielmehr das „Interesse“ und damit einhergehend eine „geschicklich-geschichtliche“ Perspektive, die entweder das technische Bild (die Perzeption) oder aber die Sprache (die Apperzeption), ins Zentrum des Geschehens setzen möchte. Wir stehen hier an der Schwelle, an der aus der klassischen, eine moderne Physik wird, die Minkowski- und Hilberträume kennt. Bis es jedoch soweit ist und diese Weise des Zugriffs auf den Raum selbstverständlich sein wird, gibt es eine ontisch-ontologische Differenz, die sich zwischen Perzeption und Apperzeption, zwischen euklidischen und nicht-euklidischen Raum; zwischen sprachlicher Dichtung und sprachlichem Denken, aufzeigt. Zumindest sofern ihnen beiden das dritte, nämlich das – ebenso sprachliche – Ge-stell, entgegengestellt wird (statt bspw. ein postmoderner Zugang).⁴

Ein solches Drittes war sicher bei Heidegger noch nicht notwendig, sondern einzig potentielle Möglichkeit; die moderne KI Forschung und die beeindruckenden Fortschritte auf dem Gebiet der Quantencomputer, lassen hier aber eine Notwendigkeit gemeinsamer Bedingtheit der Relationen

3 Auf das Interesse zielt auch Heidegger. Jedoch ganz und gar umgekehrt als Flusser, wenn er das zum Rechnen werdende Denken, kritisiert und folgerichtig vor Gefahren warnt: „Weil jedoch das heutige Denken immer entschiedener und ausschließlicher zum Rechnen wird, setzt es alle nur bestellbaren Kräfte und 'Interessen' daran, zu errechnen, wie sich der Mensch demnächst im weltlosen kosmischen Raum einrichten könne. Dieses Denken ist im Begriff, die Erde als Erde preiszugeben. Als Rechnen treibt es mit einer steigenden Geschwindigkeit und Besessenheit der Eroberung des kosmischen Raumes zu. Dieses Denken selbst ist schon die Explosion einer Gewalt, die alles ins nichtige jagen könnte. Der Rest, der aus solchem Denken folgt, der technische Vorgang des Funktionierens der Zerstörungsmaschinerien, wäre nur die letzte finstere Abfertigung des Wahnsinns in das Sinnlose. (Heidegger 1971, S. 190) Man erkennt, dass Heidegger einige Zeit vor der Entwicklung digitaler Computer und der Kybernetik, schrieb; sonst würde er nicht überall warnen, sondern auch einmal die Chance hervorheben. Wenn auch sein Warnen wohl nicht unbegründet ist und heute noch immer widerhallt, zumal er diese ja in ihrer Folge und Potenz erkannt hatte und nur noch nicht in ihrer vollen Entfaltetheit, zu Gesicht bekam.

4 Etwas analytischer ließe sich hier auch in formale Sprachen, natürliche Sprachen und die Ergebnisse der analytischen Sprachphilosophie verweisen. Dann aber stellt sich einem die Frage nach der Technik anders als bei Heidegger; stärker aus der funktionalistischen Kybernetik und einer „strengen Episteme“ heraus, scheint es dann auf.

in dieser Dreiheit (Dichtung, Denken, Gestell), aufblitzen. Diese, durch Interesse unterfütterte Dreiheit aber, findet ihren transzendenten Halt, sofern sie überhaupt transzendente Legitimität hat, einzig in der Dichtung. „Die Sprache spricht! Sie spricht gar magisch; durchaus sehr magisch!“ Es soll im folgenden also darum gehen, wo es die Sprache hin verschlägt, wenn sie spricht. Wo sie also ist, wenn man ihr kein Mundwerk, keine Stimmbänder und keine Lautbildung der Zunge, unterjubeln kann oder ihre Flügelschläge sich aus reiner Kybernetik nicht erklärt wissen möchten und wohl auch gar nicht erklärt werden könnten. Die Sprache blitzt nicht auf in der Alltäglichkeit des Alltags; nicht in der Iteration der unzähligen Routinen und bestimmter Tatbestände; sondern einzig gar rekursiv, können wir die Sprache streifen. Um also nun das Wesen der Sprache abseits von Technik, von Vorstellungskraft und einzig in ihrem „ungegenständlichen Bestand“ (als Wortschatz), zu thematisieren, wird im folgenden der Text „Das Wesen der Sprache“ und „Die Sprache“ im Fokus stehen. Beide finden sich in „Unterwegs zur Sprache“.

3.2. Das Wesen der Sprache nach Heidegger

„Die Sprache erörtern heißt, nicht so sehr sie, sondern uns an den Ort ihres Wesens bringen: Versammlung in das Ereignis.“ (Heidegger 1971, S. 12)

Wir wandeln nun nicht mehr in den Ebenen, in denen sich das Wesen seiner gewahr wird. Es handelt sich nicht mehr darum, erkenntnistheoretisch uns einen Weg durch die Technik, zu bahnen. Vielmehr ist man im Wesen der Sprache voll und ganz bei sich selbst. Man äußert sich, hat einen Wortschatz, denkt in hermeneutisch beschilderten Bahnen, welche sowohl dem Geiste, als auch der Materie, eine Ordnung unterlegen, die deskriptiv und askriptiv erscheint; als „Versammlung in das Ereignis“. Die „Skription“ des Protokollführers ist nun aber, worin sich das Dichten gerade noch nicht erkennt, noch nicht erkennen braucht. Dem Denken sind die Grenzen gesetzt durch die Bücher und Texte, die eine chronologische Ordnung ermöglichen, die über den euklidischen Raum hinausleiten kann. Das Dichten aber, das kann auch als „Sage“ geschehen. Es ist in einer über- oder außerzeitlichen Sphäre zu verorten; denn die Sage verweist auf die Ewigkeit, die nicht zu leugnen ist und einem Felsen gleich, ein Gebirgsmassiv präsentiert (nicht: repräsentiert!). Man findet im Dichten eine andere Weise des Zugangs, die über den informationstheoretisch und szientistisch orientierten Zugang hinausgeht und hinüberzuleiten vermag, in die ganz und gar völlige „Gegenstandslosigkeit“. Das Dichten verleitet nämlich dazu, dem Ding seine Dingheit zu geben; dies, indem einen ein Ruf ereilt. Auf S. 21 und 22 zeigt Heidegger nämlich, wie ihm der Zugang zum Ding gelingen möchte. Anders als ein Materialist, dem

die Dinge deshalb gewahr sind, weil er sie sieht oder sinnlich durch sie affiziert ist und dann auf Emergenzphänomene rekurriert, stellt sich Heidegger die Sache eher so vor, dass der denkende und ek-statische Geist sich der Dinge dadurch gewiss wird, dass sie benannt sind. Heidegger beschreibt in sehr geisterfüllter Art und Weise, wie man sich der Dinge ideell bewusst wird, wenn er folgend aufzeigt, wie das Denken sich der Gegenstände, der „wirklichen Einzelwesen“ (Whitehead) und nicht mehr „nur“ dem Sein, gewahr wird:

„Im Nennen sind die genannten Dinge in ihr Dingen gerufen. Dingend entfalten sie Welt, in der die Dinge weilen und so je die weiligen sind. Die Dinge tragen, indem sie dingen, Welt aus. Unsere alte Sprache nennt das Austragen: bern, bären, daher die Wörter 'gebären' und 'Gebärde'. Dingend sind die Dinge Dinge. Dingend gebärden sie Welt.“ (ebd. S. 22)

und:

„Das Heißen, das Dinge ruft, ruft her, lädt sie ein und ruft zugleich zu den Dingen hin, empfiehlt sie der Welt an, aus der sie erscheinen.“ (ebd.)

Dem Dichten fällt das Ding anheim, gerade weil es durch den Dichter benannt und mit Namen ausgestattet wird. Der Dichter, der das Ding erfasst und erfüllend auskleidet in seinen propositionalen Eigenschaften; mit seinen Worten und seinem Rhythmus, seiner Beschreibung und in seiner Silbenlehre, die dem Ding – als nun durch und durch sprachliches – zukommen. Ein solcher Dichter steht für Heidegger weit abseits der Wissenschaft. Es geht Heidegger schlicht nicht um die Wissenschaft. Es schert ihn nicht, dass die Kybernetik sozusagen „szientische Philosophie“ ist. Er verfällt hier voll und ganz der Metaphysik, in die er phantastisch einführen gelernt hat; darum also verfällt er der Dichtung und schreibt:

„Deutlicher gedacht: Der Dichter hat erfahren, daß erst das Wort ein Ding als das Ding, das es ist, erscheinen und also anwesen läßt. Das Wort sagt sich dem Dichter als das zu, was ein Ding in dessen Sein hält und erhält. Der Dichter macht die Erfahrung mit einem Walten, mit einer Würde des Wortes, wie sie weiter und höher nicht gedacht werden können.“ (ebd. S. 169)

Genau diese „Würde des Wortes“, die der Dichter seiner Schrift zu verleihen vermag, macht, dass sich die Dinge dingend gebärden. Die Dinge tragen die Welt aus, so wie die Gebärde sich als Gebärden- und Körpersprache Ausdruck verleiht oder die Frau ein Kind gebiert; indem nämlich durch den Raum hindurch etwas geschieht. In dieser Doppeldeutigkeit, die sich in der Etymologie findet, waltet nun das „Geheiß des Unter-Schiedes“ (ebd. S. 30). Denn dieses ist „ein zwiefaches Stillen“, das deshalb zwiefach scheint, weil ihm die Technoimagination noch unsichtbar hinter dem

Ge-stell und dem, mit diesem notwendig einhergehenden Hinweis: „Es gibt Gefahren!“, verschütt liegt. Heidegger beschreibt den Unter-Schied folgend:

„Der Unter-Schied stillt zweifach. Er stillt, indem er die Dinge in der Gunst von Welt beruhen läßt. Er stillt, indem er die Welt im Ding sich begnügen läßt. In dem zweifachen Stillen des Unter-Schiedes ereignet sich: die Stille.“ (S. 29)

Genau diese Stille ist, die hier denselben Ort anspricht, wie das obige Vakuum, in dem sich die Technik in sich ihrer nicht-technischen Anteile gewahr wird (S. 3 f., S. 10). Nur spricht beim Gestell und der Technoimagination in dieser Stille nichts mehr; nichts wird angewest, außer der Technik selbst. In der Sprachlichkeit, wie sie Heidegger sich vorstellt (so dass diese voraufgeht) aber kommt dieser Stille noch ein weiteres zu. Sie ist nicht nur Hort der instrumentellen Vernunft und des Gestells; vielmehr zeigt in ihr sich dem Dasein das „Geläut der Stille“:

„Das Rufen des Unter-Schiedes ist das zweifache Stille. Das gesammelte Heißen, das Geheiß, als welches der Unterschied Welt und Dinge ruft, ist das Geläut der Stille. Die Sprache spricht, indem das Geheiß des Unter-schiedes Welt und Dinge in die Einfalt ihrer Innigkeit ruft.

Die Sprache spricht als das Geläut der Stille. Die Stille stillt, indem sie Welt und Dinge in ihr Wesen austrägt. Das Austragen von Welt und Ding in der Weise des Stillens ist das Ereignis des Unter-Schiedes. Die Sprache, das Geläut der Stille, ist, indem sich der Unter-Schied ereignet. Die Sprache west als der sich ereignende Unter-Schied für Welt und Dinge.“ (ebd. S. 30)

Damit erreichen wir eine Dimension, in der gerade der Ungegenständlichkeit bzw. der nicht-Gegenständlichkeit als Gegenstandslosigkeit, Tribut gezollt wird. Anders als bei Saussure findet sich nicht mehr die Differenz von Vorstellung und Lautbild und auch die Unterscheidung von diachron und synchron, verflüchtigt sich. Denn die Sprache hängt hier nun nicht mehr am „Mundwerk“. Sie schwebt gleichsam wie ein Ruf über einer biologistischen Erklärung und bei Heidegger verweigert sie sich gar noch einer metabiologischen Untersuchung. Anders als in der postmodernen Perspektive, in der sich wohl der Ruf und die Sage, beide im „Sprechen“ als „Rede“ oder „Sprechakt“, fänden, fokussiert Heidegger auf diese Differenz. Denn es geht ihm ja um das Geläut in der Stille. Um das also, worin sich die Sprache ihrer selbst vergewissert; um das, das stillt, wenn „die Worte fehlen“ oder wenn Unausgesprochenes in einem Dialog aufblitzt. Dieser Ort ist ihm der, an dem der Dichter sich der höchsten Würde der Worte gewahr wird. Er grenzt sich deshalb strikt davon ab, eine Art „struktureller Linguistik“ zu folgen, wie sie Saussure und die (Post-)Strukturalisten im Auge haben, wenn sie dem Mundwerk zur einen Seite die Vorstellung und

zur anderen Seite das „singende“ Lautbild, andichten:

„Heftet man die Aufmerksamkeit ausschließlich an das menschliche Sprechen, nimmt man dieses lediglich als die Verlautbarung des Inneren im Menschen, hält man das so vorgestellte Sprechen für die Sprache selbst, dann kann das Wesen der Sprache immer nur als Ausdruck und Tätigkeit des Menschen erscheinen. Das menschliche Sprechen ruht aber als Sprechen der Sterblichen nicht in sich. Das Sprechen der Sterblichen beruht im Verhältnis zum Sprechen der Sprache.“ (ebd. S. 31)

Er geht hiermit über eine Art „strukturelle Linguistik“ hinaus, wie sie bei Wittgenstein, Karl Bühler oder Saussure aufscheint. Sprache ist Heidegger (wie auch Gadamer) etwas ganz und gar Heiliges. Sie ist nicht nur ein sakraler Ort, in dem sich eine Bastion gegen die Anmaßungen der instrumentellen Vernunft, etablieren lässt, sondern ein heiliger Ort des höchsten Heiles. Für Heidegger erscheint darin die Wahrheit der Dichtung; die Wahrheit als Unverborgenheit des Seins. Des Seins aber, nicht in seiner instrumentellen Gestalt, der es um das Seiende in seinem Seiendsein bestellt ist; sondern vielmehr in seiner Fülle. In seiner Erfülltheit als „Klangschale“, als der Unterschied der waltet, sofern wir uns des Dichtens und des Denkens nähern und erfragen, was diese Unterscheidung gerade nicht (einge-)denkt. Es denkt nämlich in dieser Differenz gar nirgendwo noch etwas instrumentell. Es ist reine Existenz in ihrem Dasein, die sich des Ge-stelles als eines Widersachers, gewahr ist; denn dieses ist nicht ek-statisch, aber dennoch eines, das der Sprache zueignet. Doch was hat es nun auf sich mit: „Das menschliche Sprechen ruht aber als Sprechen der Sterblichen nicht in sich. Das Sprechen der Sterblichen beruht im Verhältnis zum Sprechen der Sprache.“ (a.a.o)?

Hiermit ist gesagt, dass der Mensch entweder – nun noch einmal mit Flusser – sich des eigenen Desinteresses an manchen Weltausschnitten, gewahr wird. (3. Zitat S. 11) Dann nämlich waltet Saussure und eine strukturelle Linguistik und das Gerede der Sterblichen bleibt bei sich. Oder aber wir folgen Heidegger und der Lyrik hinein in das Verhältnis, welches das Sprechen doppelt. Damit hinein in das Verhältnis, das sich aufspreizt, sofern der Sprecher sich über sein Desinteresse hinauslehnt und damit in eine Region kommt, in der die Sprache auf plötzlich für sich selbst spricht. Denn nun gibt es die Emphase der Dichtung, den Pathos des Schmerzes, die Euphorie des Triumphes; ein Temperament der Menschen die sich der Ek-Stase, die sich des „Heureka“ gewahr werden und Worte erfinden, welche Eingang in den Wortschatz finden. Denn dieser Moment greift nicht in die Sprache der Sterblichen, sondern ein solcher „Erfinder“ findet ein Wort für ein Ding,

welchem zuvor kein Wort zukam. Er entreißt sich des Rahmens der alltäglichen Sprache und der tradierten Ordnung, um in dieser gewonnenen Freiheit des „Heureka“ nun der Würde des Wortes die höchste Ehre zu erbringen und ein neues Wort hinzuzufügen. Man könnte nun fragen, ob dieser Ort wirklich so mystisch aufgeladen sein muss? Muss hier wirklich „die Sprache“ sprechen? Spricht nicht eher „die Zivilisation“? Ist hier wirklich etwas „sprechend“ im eigentlichen Sinne? Wenn nein, worauf verweisen dann aber die durchaus korrekten Analysen? Mit Heidegger lässt sich nicht anders antworten als: Ja, es bedarf dieser enormen mystischen Spannung. Mit der Brille eines Flussers aber, ließe sich darauf verweisen, dass die Sprache eine Codierung mit sich bringt, die zwar nicht dem Mythos abschwört, aber dieser „mystischen Ladung“ und der damit einhergehenden Sucht „irgendetwas“ (ein „Anwesendes“ im „Abwesen“) notwendig ungenannt zu lassen, welcher bei Heidegger noch viel Raum gegeben wird, abgeschworen hat. Man denke nur daran, dass das Sein im Grunde völlig Informationsleer ist, solange der Dichter darin nicht mittels Wort das Ding er-dingt und Seiendes gründet.

Das Sprechen der Sterblichen zeigt also nicht ein „in-sich-sein“, in der das grammatische Nichts waltet und leere Hülsen produziert, die zu Mengen, Algebra und Arithmetik sich verdünnisieren oder über die Alltäglichkeit der Lebenswelt, nicht hinaus kommen. Vielmehr verweist es auf das Geläut der Stille, auf den Begriff des Begriffes an sich, nicht mehr auf bloßes Mundwerk und Stimmbänder. Unverblümt verweist es nämlich auf das Verhältnis der Sterblichen und ihrem Sprechen in Relation zum „Übersteigen“ dieses „in-sich-seins“; in Relation also zum „Heureka“, welches ein Wort gebiert – und damit in Relation zum „Sprechen der Sprache“, höchstselbst. Hier trennt sich Denken und Dichten; nicht disjunkt und ganz und gar ohne Beziehung, sondern vielmehr so, dass sich ihre Parallelen im Un-endlichen schneiden. (vgl. S. 196) „Dort schneiden sie sich in einem Schnitt, den sie nicht selber machen. Sie werden durch ihn erst in den Aufriß ihres nachbarlichen Wesens geschnitten, d.h. eingezeichnet.“ (ebd.)

Um also zum Abschluss zu kommen: Das Dichten ist der Ort, an dem sich der ek-statische Geist seiner selbst gewahr wird. Es spaltet sich hierin die Sprache. Einmal wird sie technisch und instrumentell, bleibt in-sich, bleibt ans Mundwerk und die Stimmbänder gebunden und spricht ohne Worte zu erfinden. Ein weiteres Mal wird sie zur Fülle des Seins selbst. Sie geriert sich als Haus, in dem sich der Mensch seines Daseins gewahr wird. Hier spricht die Sprache nicht mehr; im Grunde singt die Sprache hier schon nur noch gar magisch. Zumindest, sofern man sich des postmodernen Begriffsapparates bedienen möchte und nicht der analytischen Tradition. Dies sieht

auch Heidegger, wenn er schreibt:

„Der Schatz, den das Land des Dichters nie gewinnt, ist das Wort für das Wesen der Sprache. Das jäh erblickte Walten und Weilen des Wortes, sein Wesendes, möchte ins eigene Wort kommen. Aber das Wort für das Wesen des Wortes wird nicht gewährt.“ (ebd. S. 236)

So irrt also der Dichter auf ewig hin und her und findet doch nicht, was er sucht; nämlich Gestell und Technoimagination. Ebenso, wie der Techniker und Naturwissenschaftler auf ewig durch die Gegend rennt und nicht findet, was er sucht; nämlich Dichtung und Gebärde. Der Techniker findet Rechnen und Denken aber keine Dichtung, der Dichter findet Denken und Dichtung aber kein Rechnen. Aber alles drei ist Information, womit sich Folgefragen anschließen ließen, die darauf zielen, welche Rolle die Kybernetik spielt gegenüber diesem Triangel aus Dichten, Denken und Rechnen und natürlich auch, wer denn der Hüter der Einheit sein könnte, aus der sich diese Dreiheit entfaltet? Ist der Linguist ein verkappter Informatiker? Ist der Informatiker uneigentlich ein HAL-9000? Und dann auch noch das Rechnen, das alles umwirft, destruiert und verquer gestaltet. Sprache ist wie Schlagfertigkeit, niemals nur vor-, sondern stets zuhänden – oder eben nicht seiend am Sein. Könnte man vielleicht sagen, dass man zwar „in“ der Welt ist, aber nicht „im“, sondern „am“ sein? Man „ist“ in der Welt, aber Sein „gibt es“; man existiert nicht darin, wie in der Welt und der Natur, sondern hat Anteil an dem, was es gibt.

4. Fazit

Begonnen hat diese Arbeit in der Leitdifferenz des „Her-vor-bringens“ im Unterschied zum „Herausfordern“. Darin wurde eine erste Differenz sichtbar, die sich in der Art und Weise manifestiert, wie das Feld bestellt wird, wie die Informationen zu Tage gefördert werden. Hierbei wurde festgestellt, dass sich die Anschauung eines Flusses mit der Zeit verändert hat. Aus einem Fluss mit Auen, Gräsern, Wäldern und einer reichhaltigen Tierwelt, wurde ein „begradigter Flusslauf“. Die Mühle, die einst in den Flusslauf gebaut wurde, um dessen unbändige Kraft gewinnbringend nutzen zu können, wird nun zu einem Kraftwerk. Ein Kraftwerk aber, das nicht mehr am natürlichen Fluss steht und in diesem sein Mühlwerk vollrichtet. Vielmehr sieht es heute so aus, dass der Fluss Anteil hat am Kraftwerk. Seine unbändige Kraft und die unendliche Schönheit, die sich in den Auen fand, wird nun unter der Prämisse der Energiegewinnung betrachtet. Das Kraftwerk ist, woran sich die Natur nun misst; nämlich als Mittel für den Menschen. In dieser Konstellation wurden wir dem Ge-stell habhaft. In diesem nämlich zeigt sich diese Verlagerung der Naturbeobachtung. Es ermöglicht nämlich, die klassische und die moderne Physik

zu unterscheiden. Denn während die einstige Physik nur Beobachtung praktizierte und damit hervorbrachte, woran man sich mimetisch angleichen kann, will die moderne Physik die Technik und die damit einhergehende Macht der Speicherung, der einst herausgeförderten Energie, ermöglichen. Aus der statistischen Methode wird ein determiniertes stochastisches Verfahren, in dem getan wird, als seien Heuristiken das Mittel moderner Physik. Das Mittel, anhand dessen wir durch die Technik hindurch zum „Frühesten“ gelangen. – Das mag sein; aber Heidegger sieht hierbei auch Gefahren. Nämlich die, dass wir dem Wesen des Menschen nicht mehr gerecht werden, sondern darauf verfallen, die virtuelle Welt des Ge-stells zum Fundament jedweder Überlegung zu machen, die sich mit den Herausforderungen der Natur ergeben und somit blinder, instrumenteller Vernunft anheimfallen

Um nicht zu tief in die Gefahrenabwehr zu marschieren, folgte diese Arbeit dann dem Ruf: „Die Sprache spricht!“. Denn magisch spricht sich die Sprache aus und ermöglicht, eine Insel zu erblicken, auf der sich die Technik nicht ausbreiten konnte. Um diesen Übergang vom technischen Festland hinüber auf die Insel der bloßen Dichtung, zu bewerkstelligen, kam Vilém Flusser und seine Idee der „Technoimagination“ ins Spiel. Denn diese fasst, was dem Gestell immanent ist, wenn Heidegger dieses so bestimmt, dass es zwar im technischen erscheint, aber als solches nicht technisch sei. Sie betrachtet nämlich die technischen Bilder, die mit der modernen Physik und der, die Virtualität hervortreibenden, Technik, einhergehen. Hierbei wurde die Technoimagination als eine Alternative zum mehr oder weniger unbestimmten Ge-stell, gehandelt. Dies ermöglichte uns, aus der Frage heraus zu steigen, ob das Ge-stell nun einer technischen oder einer natürlichen Architektur aufgepfropft wird. Stattdessen wurde dem Schönen nachgespürt.

Ausgehend von diesen Überlegungen wurde dann die Frage erörtert, ob das Ding bereits ohne seine Nennung Seiend ist oder ob es dann noch nur Anteil hat am Sein, ohne eigene innere Komplexität, zu haben. Es ging in dieser Analyse um das, was ganz und gar Gegenstandslos ist: der Bestand. In diesem muss sich ein Dasein als bloß Seiend denken, sonst verfehlt es die nötige Komplexität, die mit der Technik bzw. der τέχνη, einhergeht.

Die Konsequenz war nun, dass der ek-statische Geist sich zum einen des Ge-stelles gewahr wird. Um dieser Entität Rechnung zu tragen, musste man eine Dreiheit einführen, die, anders als bei Heidegger, mit Notwendigkeit eine Einheit ergibt, nämlich: Denken, Dichten, Ge-stell. All diese Phänomene sind rein sprachlicher Natur. In ihnen findet sich Information anders als in der Physik. Wie aber genau, das kann weiteren Arbeiten vorbehalten bleiben – oder des Dichters höchster Würden.

5. Literaturverzeichnis

- Flusser, Vilém (2007): Kommunikologie. 4 ed. Hg. v. Stefan Bollmann und Edith Flusser. Frankfurt am Main: Fischer (Fischer Taschenbücher, 13389).
- Heidegger, Martin (1954): Die Frage nach der Technik, 1954. Online verfügbar unter <https://www.google.de/url?sa=t&rct=j&q=&esrc=s&source=web&cd=&ved=2ahUKEwj2nOTJkPT5AhWnYPEDHeqmC-EQFnoECA0QAQ&url=http%3A%2F%2Fwww.bard.edu%2Flibrary%2Farendt%2Fpdfs%2FHeidegger-Frage.pdf&usg=AOvVaw0kHeEMbyZPa8xjvdK4d3zf>, zuletzt geprüft am 01.09.2022.
- Heidegger, Martin (1971): Unterwegs zur Sprache. Pfullingen: G. Neske.